

Von San Sebastián nach Salamanca

Es soll hier nicht eine mehr oder minder romantische Abwandlung des Liedes „Fern im Süd das schöne Spanien“ gegeben werden; auch nicht eine Sammlung anspruchsvoller Urteile über „spanische Kultur“, wie man sie zuweilen von geschichts- oder kulturphilosophischer Höhe ergehen hört. Es sind einfache Reiseeindrücke, die mit offener Seele aufgenommen wurden.

Das Wort Spanien weckt heute vielfach die undeutliche Vorstellung einer eigenartigen Größe des europäischen Gesamtlebens, die man nicht übergehen sollte, die man aber nicht so leicht fassen kann. In der Tat taucht immer wieder das Anklagische spanischer Geschichte und spanischen Schicksals fragend auf, wenn man den Entwicklungsweg der abendländischen Völker überblickt oder den geschichtlichen Weg der christlichen Religion. Aber auch wer die Zukunft Europas aus den Tiefenkräften der Gegenwart deuten möchte, darf Spanien nicht übersehen. Doch das sind schon weittragende allgemeine Gedanken, die ihren Wert nur haben, wenn sie sich aus lebensvollen Einzelerkenntnissen ablösen.

So war ich denn hoher Erwartungen voll, als ich in den letzten Augusttagen bei Irun über die Bidassoa, den spanischen Grenzfluß, fuhr. Es sollten nun Wochen immer neuen Schauens, Sinnens, Verkostens kommen, aber auch Wochen ungewohnter Anstrengungen. Es ist noch Sommer; die Zeitung meldet aus Sevilla, dem Südpunkt meiner Fahrt, 45° C im Schatten — und schließlich, jede Reise hat ihre Fährnisse und Ungewißheiten. Und eindringlicher als sonst wohl sprechen zu mir die herzlichen Gebete des Itinerariums, des altehrwürdigen kirchlichen Reisegebetes: „Sei uns, o Herr, im Aufbruch segnendes Geleit, auf dem Wege Trost, im Sonnenbrand Schattenkühle, in Regen und Kälte schützendes Dach, bei Müdigkeit das Gefährt, bei Widrigkeit obsiegende Kraft, bei schlüpfrigem Pfad der Stab, bei Schiffbruch rettender Hafen, damit wir unter Deiner Führung glücklich zum Ziel der Fahrt gelangen, und endlich heil zur Heimat zurückkehren.“

Es ist eine ehrwürdige Völkerstraße, dieser schmale Durchgang zwischen Pyrenäen und Meer. Der eigenartige Stamm der Basken sitzt hier noch als Zeuge immertwährenden Völkerflutens. Demgegenüber nehmen sich die vielfachen Erinnerungen an die endlosen Kämpfe Spaniens und Frankreichs um dieses Grenzland „Navarra“ zunächst etwas kümmerlich aus. Dennoch wirkte auch in dem Ringen zwischen Karl V. und Franz I. ein weltgeschichtlicher Vorgang: der Kampf um die Vorherrschaft Spaniens oder Frankreichs im Europa des 16. Jahrhunderts, und man weiß, wie verhängnisvoll es für Deutschlands religiöse und politische Zukunft wurde, daß der Kaiser sich immer wieder durch Frankreich gelähmt sah. So schaut einem hier auf fremdem Boden gleich deutsches Schicksal entgegen.

San Sebastián ist die erste spanische Stadt auf meiner Fahrt. Nicht umsonst wurde sie zu einem der berühmten Weltbäder. Wenn am Abend zur Flutzeit das offene Meer sich schäumend gegen die Urumeabrücke herandrängt und sein Brausen gebieterisch den Stadtlärm auf den Paseos übertönt, oder wenn man vom Monte Igueldo den einzigartigen Blick auf die Concha ge-

nießt, die muschelförmige Meeresbucht, um die sich die Stadt schmiegt, dann versteht man den Stolz der Einwohner auf das schöne San Sebastián. Aber mir ist es zu sehr Allerweltstadt. Ich fahre morgen ins Land der Basken, nach Loyola.

Eine morgendliche Fahrt in die Berge. Es weckt doch solch ein Aufstieg zu den lockenden Höhen immer in der Seele ein sehr schlichtes, aber auch sehr tiefes Erlebnis. Es dehnen sich auch innerlich Weiten, es erheben sich Höhen, es ist, als wollten sich Schwingen entfalten aus uralter Sehnsucht zu heiligen Fernen. Mich machte es recht froh, daß so der Gang nach Loyola war. Frische Morgenluft, grüne Hänge, rauschende Bäche und ein tapferes, arbeitsames, unternehmungstüchtiges Völklein. Das also ist die Welt des Ignatius. Aus ihr wuchs er hervor, sie webt demnach auch in seinem geistigen Werk. Und ich mußte an die sehr geistreich sich gebende Darstellung des Heiligen von E. Gothein denken, der — natürlich — mit „verstehender Psychologie“ arbeitet und uns aus dem starren, sonnverbrannten Spanien, ja aus geheimen arabischen Einflüssen den Schöpfer der „Exerzitien“ verstehen lehren möchte; aber auch an die köstliche Abfertigung derartiger Gelehrtenurteile in dem gehaltvollen Buche H. Böhmers, des protestantischen Kirchenhistorikers, über Ignatius von Loyola. Böhmer zog es eben vor, das Land des Heiligen aufzusuchen, und er fand alles, Land und Leute, so ganz anders als das übrige Spanien, zumal als das Spanien in der üblichen Stilisierung.

Es hatte sich mir ein lieber Begleiter angeschlossen, ein Kind des Landes, der als Seelsorger da irgend ein Bergdorf betreut. So wußte er mir manches zu deuten, was man als Fremder sonst nicht beachtet: das schwere Ringen der Bergbauern mit der schönen, aber ach so kargen Natur, den schlicht ernststen und tief religiösen Sinn, die zähe Beharrlichkeit im Werk und im Bewahren des überkommenen Erbes, aber auch den kühnen Wagemut, der vor allem auf dem nahen Meere sich sein Feld suchte — sind es doch Basken vor allen gewesen, die in der Zeit der großen Entdeckungsfahrten die spanischen Schiffe führten.

Unter anregendem Gespräch zogen wir in Azpeitia ein, die kleine Hauptstadt von Guipuzcoa, einst der Pfarrort für den Edelstiz Loyola. In den engen, winkligen Straßen sitzen Kinder und Frauen vor den Häusern und verfertigen die in ganz Spanien berühmten baskischen Schuhe aus Hanfgeflecht. So war es wohl schon zu den Zeiten, da der junge Edelknabe Jñigo vom Kastell her durch diese Gassen ging. Im Hintergrunde steht die alte Pfarrkirche; da wurde Jñigo getauft. Nicht weit entfernt das Spital, das der Rittersmann von ehemals zur Wohnung nahm, als er, 13 Jahre nach seinem geheimnisvollen Austritt aus dem Schlosse, auf einige Zeit in die Heimat wiederkehrte, nunmehr aber als der freiwillig Arme, als der Ritter Christi. Es muß doch für die Leute von Azpeitia ein ergreifendes Schauspiel gewesen sein, als sie den stolzen Mann so wiederkehren sahen. Sicher war schon eine Kunde hierhin gedrungen von seiner Bußzeit in Manresa drunten in Katalonien und von seinen geistlichen Wanderfahrten, und schon raunte man, daß er nun daran sei, eine neue Compañía, ein geistliches Fähnlein, um sich zu sammeln zu anderer Heerfahrt als einst in den Kämpfen um Navarra. — Heute ist es ein wahres Volksfest im Städtchen, wenn der Ignatiustag begangen wird, aber auch das ganze Baskenland verehrt und liebt mit heiligem Stolz den großen Landsmann.

Sobald man durch Azpeitia hindurchgeschritten ist, sieht man vor sich in einiger Entfernung den wichtigen Bau des Kollegs von Loyola aufsteigen. Er umschließt das Geburtshaus des Heiligen. Die mächtige Kuppelkirche verkündet, daß sich hier mit der Geburt des Jüngo etwas Bedeutsames für Kirche und Welt begeben hat. Sonst aber ist dieser Fleck Erde noch so erhalten wie damals, als Ignatius hier seine Jugendtage verlebte. Und das ist das Anziehende von Loyola. Massige Berge umgeben den einstigen Edelitz, aber bedrücken ihn nicht, sie liegen da wie in ruhiger, gesammelter Wucht. Man möchte diese Umwelt sich wohl als Rahmen zu dem geistigen Bilde des Ignatius denken. Jrgendwo im Süden Spaniens machte ich die freundliche Bekanntschaft eines deutschen Juristen vom Reichsgericht. Er war auch in Loyola gewesen, und in lebhafter Erinnerung sagte er: „Da geht einem auf, wie Ignatius der Mann mit der einen großen Idee werden konnte.“ An solch einem Ort kommt es nicht zuerst darauf an, vielerlei zu sehen, man muß von seinem Geiste berührt werden. So trat ich denn nicht gleich ins Kolleg ein, wo liebe Mitbrüder den deutschen Gast mit herzlicher Freude begrüßen und natürlich zu all den ehrwürdigen Erinnerungen führen würden, sondern lange blieb ich im Angesichte des Baues sitzen. Solche Stunden scheinen mir die feinste und fruchtreichste Gabe einer Reise zu sein. Da werden vergangene Zeiten und Menschen lebendig, da tauchen aus dem Dämmer der Geschichte deutlich Wege und Führungen auf, und wenn gar das eigene Leben an dem Segen solcher Wege und Führungen in etwa teilhaben durfte, meint man an solchen Orten seinem Lebensgeheimnis zu begegnen und grüßt es in stiller Freude.

Es war in den letzten Maitagen des Jahres 1521, als sich auf dem Wege von Pamplona her ein merkwürdiger Zug dem Schlosse näherte: man brachte den schwer verwundeten Jüngo in sein väterliches Haus. Franzosen trugen ihn. Die siegreichen Feinde wußten auch den tapferen Gegner zu ehren. Und nun stehe ich in dem Raum, wo der Genesende in langen, einsamen Stunden so bedeutungsvoll seine Bekehrung und seine erste Berufung erfuhr. Es hat einen tiefen Sinn, dort nun die heilige Messe zu feiern; denn legelich konnten und durften die geistigen Gnadenwirkungen, die von hier ausgingen, nur soviel gelten, als sie aus dem Quell aller Gnaden im Reiche Christi erflossen. Das ehemalige Haus Loyola ist im Innern würdig, ja prächtig geschmückt, es bewahrt manche Erinnerung an seinen größten Bewohner. Darunter ist auch das Glöcklein, mit dem der Heilige bei seinem letzten Aufenthalt in der Heimat die Kinder zur christlichen Belehrung zusammenrief. Ignatius, der Kinderfreund!

Man kennt das baskische Land von heute nicht, wenn man nicht in Bilbao war. In dieser Großstadt mit ihrem Fabrik- und Handelsleben sieht man, was Latkraft vermag. Zumal ein Gang meerrwärts an den Ufern des Nervión, ein Blick auf die dichtgedrängten Schiffe und die Fabrikorte zu beiden Seiten machen es deutlich, daß zu Spanien nicht nur kastilische Hochsteppen und andalusische Großgüter gehören. In dieser Stadt steckt das mächtige Großkapital, das seine Macht bis nach Madrid ausübt. Man erzählte mir, als vor nicht langer Zeit Primo de Rivera wegen des erwarteten überseeischen Fremdenzustroms zu den Ausstellungen in Sevilla und Barcelona zwei neue Dzeandampfer für nötig erachtete, und sie bei der knappen Zeit in den Vereinigten

Staaten bestellen wollte, hätten die Werften von Bilbao unter Hinweis auf die heimische Leistungsfähigkeit nachdrücklichen Einspruch erhoben. Es mag der Erwähnung wert sein, daß führende Kreise dieser rührigen Wirtschaft treu und tüchtig mitten im kirchlichen Leben stehen. Diese Tatsache, die nur auf der noch viel breiteren auflagert, daß die beiden regsamsten Volksteile, die Basken und die Katalanen, zugleich auch religiös die lebendigsten sind, kann denen zu denken geben, die gerade in Spanien so gerne ein Schulbeispiel für die Schuld der Kirche am Niedergang des Landes suchen.

An die waldigen Uferhöhen des Nervión gelehnt sind auch die beiden blühenden Hochschulen der Jesuiten, die juristische Fakultät mit ergänzenden Kursen, wie sie für die Gesamtbildung der Juristen nützlich sind, und eine Handelshochschule. Zumal die juristische Fakultät hat seit mehr als dreißig Jahren tüchtige Männer ins öffentliche Leben gesandt, unter ihnen hervorragende Träger der geistigen Erneuerung Spaniens. Es war darum nicht unbillig, daß die Katholiken die staatliche Anerkennung dieser verdienten Fakultät verlangten. Wirklich war die Regierung dazu bereit; ein Gesetzentwurf lag vor, der in allgemeinerer Fassung den Anstalten mit Universitätscharakter staatliche Anerkennung verleihen sollte, wofür sie seit mehr als dreißig Jahren mit Erfolg gearbeitet hätten. Damit wären die Hohe Schule von Bilbao-Deusdo und die der Augustiner im Escorial einbegriffen worden. Aber da erhob sich, wie von unsichtbaren Mächten entfesselt, ein Sturm; allenthalben standen „Liberale“ auf, die Universitäten erließen Verwahrungen, die Studenten mußten Umzüge machen, und was wichtiger war, was auch auf die Regierung Eindruck machen mußte, das ausländische Kapital, zumal in Frankreich, nahm eine drohende Haltung an. Die Vorlage wurde zurückgezogen. Wer diese merkwürdigen geheimen Zusammenhänge erfuhr, sah wieder einmal, von welchen Mächten das geistige Leben Spaniens abhängen kann (nur Spaniens?). Obgleich so die Wege zu anerkannten katholischen Hochschulen einstweilen verbaut sind, hat die Regierung doch für die zahlreichen katholischen Gymnasien eine gewisse Befreiung durchgesetzt. Sie mußten bisher ihre Prüfungen bei den entsprechenden öffentlichen Anstalten abhalten lassen. Mit tiefem Unmut sprechen katholische Erzieher und Lehrer aus, daß bei der offenkundigen Rückständigkeit des amtlichen Lehrplanes und bei der geistlosen Enge der Prüfungsordnung dieser Zwang ein sehr schweres Hemmnis für die katholischen Schulen bedeutete. Nicht nur ein Hemmnis ihres eigenen Aufschwungs, sondern auch der Kräfte, die sich gerne für lebensvollere Erziehung des Volkes eingesetzt hätten. Es haben darum die Katholiken auch volles Recht, wenn sie die Verantwortung für die mindertwertige Durchschnittsbildung ablehnen; sie haben eben nicht zeigen dürfen, was sie können. Auch hier wird eine freiere Zukunft erst Bewährung verstaten.

Ganz gegen meinen ursprünglichen Plan finde ich mich an irgend einem namenlosen Punkte der kantabrischen Küste. Eine freundliche Einladung spanischer Mitbrüder hat mich verlockt. Aber ich bereue es nicht. Die wunderbare Begegnung von Meer und Bergen hier an der einsamen Bucht, ihre ewig alte und immer neue Zwiesprache bei Tag und Nacht, im leisen Gelispel und im mächtigen Rauschen, wor dessen Zeuge war, hat etwas von den letzten Geheimnissen der Schönheit und Hoheit in der Natur erlauscht. Und dann

der geistige Austausch mit lieben, feingebildeten Menschen, am Rande des Meeres auf einem Felsvorsprung oder auf den Spaziergängen im Ufersand oder die Höhen hinauf. Es kommen die Professoren von Bilbao und der theologischen Ordensschule in Oña für einige Wochen hierher zur Sommerfrische. So geben sich denn sorgenlose Stunden edlen Verkehrs. Mir aber wurden sie zu einer lebendigen Einführung in spanisches Wesen und Denken von einst und jetzt, wie ich sie nicht schöner und fruchtreicher wünschen konnte. Eine ganze Anzahl der Patres hat Deutschland gesehen oder gar dort die Studien gemacht. Bei allen finde ich in Liebe und leiser Sorge die Frage, welches der Zukunftsweg der alten, katholischen Kultur Spaniens sein wird. Es ist ganz offenbar, daß man gerade von uns Deutschen Verständnis für die wahren Lebensfragen und Lebensentscheidungen Spaniens erwartet. Trotz aller Verschiedenheit in Art und geistiger Haltung spürt der Spanier doch einen geheimen Zug zu deutschem Wesen. Aber auch das sah ich, daß es dann den Spanier besonders schmerzt, wenn auch wir katholischen Deutschen uns unter die Herrschaft von Vorurteilen gegen Spanien begeben. So wiesen es mir kundige Männer auf, wie mangelhaft oft der Nachrichtendienst über spanische Dinge in deutschen Zeitungen ist, besonders, wenn es sich um eigentlich geistige und kulturelle Fragen handelt. Einseitige Stimmungsmache — natürlich meist kirchenfeindliche — gibt den Ton an, der dann bereitwillig bei uns weitergegeben wird. Leider fehlen auch den katholischen Zeitungen nur allzu oft Unabhängigkeit und klarer Blick.

Eine andere sehr ernst zu nehmende Beschwerde — ernst zu nehmen, wenn man überhaupt echte und wertvolle Völkerverfreundschaften pflegen will, was allerdings bei uns Deutschen nach Ausweis unserer jüngsten Geschichte nicht einfachhin selbstverständlich zu sein scheint — betrifft die Art, wie von den maßgebenden Stellen in Deutschland die so zukunftsreiche geistige Zusammenarbeit mit Spanien betrieben wird. Diese Stellen scheinen es für recht und billig zu halten, daß die entsandten Vertreter deutscher Kultur durchweg Protestanten sind, entsprechend dem seit Jahrzehnten im Ausland geübten Grundsatz, Deutschland als protestantische Kulturmacht vorzustellen. Dabei übersieht man aber, daß in Spanien die dem Deutschtum freundlich zugeneigten Kreise durchaus die treu katholischen sind. Sie waren es auch, die während des Krieges, nicht ohne Kampf und Opfer, die wohlwollende Haltung gegen uns wahrten, uns zu so unschätzbarem Vorteil, während die liberalen Schichten, von altersher auf Frankreich schauend, zum Bruch mit uns trieben. Und eben diese liberalen Kreise werden nun von gewisser Seite in Deutschland umschmeichelt, ein Zeugnis vielleicht, wie gleiche Art sich leicht findet, nimmermehr aber ein Beweis für politischen Weitblick. Wer die geistigen Bemühungen Deutschlands in Spanien kennt, weiß des Näheren, was hier nur angedeutet ist. Man hört wohl, daß zuständige katholische Männer in Deutschland, auf diese üblen Dinge aufmerksam gemacht, mit den Achseln zucken: da läßt sich einstweilen nichts machen. Deshalb ist es doppelt zu begrüßen, daß deutsche katholische Gelehrtenkreise, wie die Görres-Gesellschaft, von sich aus die spanischen Beziehungen zu pflegen beginnen.

Aber der katholische Spanier, der die Kulturfragen seines Volkes lebendig in der Seele trägt, möchte vom dem freundlich gesinnten Ausländer auch, daß

er die spanische Geschichte gerecht beurteile. Das ist freilich nicht immer eine leichte Aufgabe. Nicht nur wegen der Unsumme aufgehäufter Vorurteile bei uns, sondern auch wegen der einstweilen noch mangelhaften Zugänge zu den Geschichtsquellen im Lande selbst. So war es nicht ohne Eindruck auf mich, als mir ein Professor für Kirchengeschichte vorstellte, in Pastors mit so vielem Recht bewunderter Papstgeschichte sei das Bild des katholischen Spaniens, zumal unter Philipp II., nicht befriedigend gezeichnet. Die staatsherrlichen Bestrebungen der Krone seien doch einseitig gesehen, nicht genügend im Zusammenhang mit den so unendlich reichen geistigen und religiösen Kräften des Landes, aus denen sie hervortruchsen; denn der tiefste treibende Gedanke der spanischen Kirchenpolitik sei das Bewußtsein der Verantwortung gegenüber der allüberall sonst so zerrütteten Kirche gewesen. Das oftmals sich so herrisch meldende Mißtrauen gegen den guten Willen der römischen Kurie sei doch zum Teil verständlich aus so manchen üblen Erfahrungen in den vorausgegangenen Jahrzehnten. Allerdings mußte mein spanischer Freund meine Gegenrede gelten lassen, daß hier Pastor, wenn der heimische Quellenbefund das Bild damaliger spanischer Kirchenpolitik wesentlich verändere, leicht zu entschuldigen sei; denn bei seiner ohnehin schon beinahe unfaßbaren Arbeitsleistung konnte ihm nicht auch noch zugemutet werden, die unübersehbaren spanischen Akten erstmalig zu durchforschen, sondern das war und ist Sache der Landesfinder. Den Abschluß erhielt das Gespräch mit der Bemerkung meines Freundes, anfangs habe er vorgehabt, seine Ausstellungen öffentlich zu äußern; als er aber erfahren habe, daß in Deutschland im Augenblick selbst unter den Katholiken Pastors Andenken und Verdienst so unzart bestritten werde, habe er es vorgezogen, sich auf brieflichen Gedankenaustausch zu beschränken. Gütlich spanisch, dieses katholische Empfinden!

An einem äußersten Horn unserer Bucht liegt vorgelagert am Meer ein mächtiger Felsblock, gegen 100 Meter steil emporsteigend und oben von einem uralten Kirchlein aus dem 11. Jahrhundert gekrönt. Dort einmal zur Abendstunde stehen und hinauslugen ins weite Meer, wie müßte davon das Herz weit werden! Und bald war ich auf dem Wege. Es war doch der Ausdruck eines starken Lebensgefühls, es war tiefe Poesie, wenn unsere Altvordern solche Orte, wo Alltäglichkeit wesenlos verschwindet und Unendlichkeit greifbar wird, als Stätte für ein Gotteshaus erwählten. Wir Heutigen würden wahrscheinlich ein Denkmal von irgend etwas irdisch Großem hinsetzen und nicht einmal merken, wie klein wir uns damit geben. In der That, wenn man nach mühsamem Aufstieg die hohe Steilküste erreicht hat und nun vorsichtig zum Meere hinuntersteigt, da, wo über wilde Felsblöcke und durch gischende Flut der gemauerte Steg führt bis zu dem heiligen Berge, und wenn man darauf langsam sich zum Gipfel emporwindet, dann mag es einem sein, als würde man Wege geführt, wie sie einst einen Dante zum Paradies leiteten. Ich treffe es gut: heute abend ist gerade Vesper des Kirchenpatrons, Johannes des Täufers. In einzelnen Gruppen sehen wir schon Pilger sich nahen; sie kommen aus dem ganzen Baskenland. Ein jeder aber, der oben angelangt ist, muß die Glocke der Kirche läuten, daß der Klang über die Höhen hin den müden Pilgern und auf dem Meere drunten den Fischern künde, es sei ihr Feiertag in ihrer Kapelle. Daß ringsum Fischer wohnen, bezeugt auch die

Kirche: ihr Inneres ist bedeckt von Weibetafeln für Rettung aus Schiffbruch. Das Kantabrische Meer kann furchtbar sein. Vor fünf Jahren ließen in einer Nacht aus dem nächsten Dorfe hundert Menschen ihr Leben in der feindlichen Flut. Das Dorf liegt dort hinter den Höhen verborgen. Nur der Friedhof dehnt sich über den Hang und weist zum Meer wie ein stummer Vorwurf. Darüber aber ragt noch eben sichtbar der Turm der Pfarrkirche, ein versöhnendes „Sursum“. Der Pfarrer, den wir oben bei der Kapelle trafen, erzählte mir, wie man von hier aus zweimal große Dampfer versinken sah. Die deutschen Tauchboote taten ihre Arbeit. Wie schade, daß es so schwer ist, sich mit den guten Leuten des Volkes zu unterhalten! Sie sprechen meist nur baskisch.

Burgos. Nun bin ich auf altkastilischem Boden, und die heldenhafte Geschichte des vielhundertjährigen Befreiungskampfes gegen die Araber beginnt mich mit ihren Erinnerungen zu umfluten. Zwar finde ich hier keine Denkmäler mehr aus der Zeit, wo Burgos noch Hauptstadt von Kastilien war (bis 1087), aber eine unvergleichliche Erinnerung an jene Heldenzeit ist doch der Dom. Denn so muß ich ihn begrüßen und erleben. Nicht daß er das schönste und reifste Bauwerk spanischer Gotik genannt wird, macht mir ihn vornehmlich wert, sondern daß er aus jener christlichen Hochstimmung emporwuchs, wie sie Spanien nach dem entscheidenden Sieg über die Mauren erfüllte. 1212 war die Schlacht bei Navas de Tolosa geschlagen, 1221 legte Ferdinand III., der Heilige, den Grundstein zum Dom von Burgos. Und im siebenhundertjährigen Gedenkjahr hat man die Gebeine des Volkshelden aus dem Maurenkrieg, des Cid, vom nahen Kloster San Pedro de Cardena, hierher übertragen. Da hat nun der „Campeador“ (Kämpfer) in seiner Vaterstadt ein Grabmal, wie es noch nie ein König fand. Denn über ihm erhebt sich das wundervolle Oktogon der Vierung, so licht und hoch, als wolle sich der Himmel öffnen und kundtun, daß ein Heldentum gleich dem des Cid nicht nur vor den Menschen, sondern im Himmel gelte. Diese Ehrung des großen „Campeador“ wird auch nicht wesentlich berührt, wenn die Forschung zeigt, daß im Bilde des geschichtlichen Cid doch einige dunkle Züge liegen; denn er bleibt doch die Verkörperung einer großen Zeit und eines großen Ideals.

Von dieser großen Zeit reden in ihrer stummen Sprache auch die vielen Adelswappen an den alten Häusern in der Stadt. Sie künden, wie die tapfersten von denen, die fast alljährlich mit auszogen gegen den Feind, auf dem Schlachtfelde zu Rittern geschlagen wurden und ihren Ruhm den Nachkommen vererben durften. In die gleiche Zeit finde ich mich in meinem Heim versetzt, aber in einer ganz andern Richtung. Ich habe Wohnung in dem früheren Konvent der Mercedarier, dem Orden der heiligen Jungfrau zum Loskauf der Christensklaven aus der maurischen Knechtschaft. Es ist ein liebes Bild, zu sehen, wie das christliche Erbarmen mit den Unglücklichsten des bedrückten Volkes sich zur Mutter der Barmherzigkeit flüchtet und von da in heiligem Opfermut sich zum Heldentum hingebender Liebe senden läßt. Die Ordensbrüder haben in der Zeit der Maurenherrschaft gegen hunderttausend Christen aus leiblicher und geistiger Not losgekauft und unzählige Tränen getrocknet, oft mit Einsatz der eigenen Freiheit und des Lebens. Mich dünkt, daß die Akten dieses segensreichen Wirkens — die Trinitarier

widmeten sich dem gleichen Dienste — einen lehrreichen und ergreifenden Einblick in die wahren Zustände der Christen unter der Maurenherrschaft geben mußten, wovon wir noch so wenig wissen.

Wie ein Gang ins Mittelalter war mir auch der Aufstieg in der Morgenfrühe zu der Cartuja de Miraflores — oder ist es nicht viel mehr ein Gang ins Zeitlose, ins Überzeitliche? Wo in aller Welt tritt uns die Weltüberlegenheit ergreifender vor die Seele als in einem schweigenden Kartäuserkloster! Und wenn diese Stätte weltabgewandten Betens von ihrer freien Höhe über alle Täler zu den fernen Bergen schaut, und wenn über diese Berge eben die Sonne steigt, wie leise hinzutretend, um schweigend anzubeten mit dem Konvente der Mönche, und ringsum ist noch feierliche Stille, dann ahnt man, daß der Kartäuser doch noch seinen Platz hat in unserer Menschenwelt. Erschütternd war mir einst der Besuch in dem Kartäuserkloster Santa Maria degli Angeli zu Rom. Diese stillen, büßenden Mönche in den Ruinen der alten Thermen des Diokletian; ehemals Stätten heidnischer Sinnenpracht und -lust: das ist allerdings ein Schauspiel, in dem ein Abgrund dem andern ruft. In der Cartuja de Miraflores ist alles mehr unentweihter Friede und unbefangene Anbetung. Freilich mahnt auch hier sehr ernst die Vergänglichkeit: die herrliche Kirche hütet das Grab des Königs Johann II. und seiner Gemahlin, über dem sich ein wahrhaft königliches Mal aus Marmor erhebt. Aber im Frieden der Mönche, die der König zu Hütern seines Grabes hierher berief, wird auch das Zeichen des Todes zum Friedenszeichen.

Ein letzter Besuch in Burgos galt dem Karmeliterkloster. Nach dem Besuch bei dem Mönchtum des Mittelalters ein Besuch bei dem Orden, der dem neuen Spanien wie kein anderer sein Gepräge aufgedrückt hat. In der Tat hat die Frömmigkeit, wie sie von der großen Stifterin der reformierten Karmeliten, der hl. Theresia und ihrem Gefährten, dem hl. Johann vom Kreuz, ausging, ganz tiefen Einfluß auf Spanien in seinem großen Jahrhundert gehabt. War dieser Geist eines glühenden, aber nach innen gewandten Helden sinnes, dieses rücksichtslose Hintwegschröten über allen lockenden Liebreiz irdischen Scheins, einzig, um jenseits davon eine neue Schönheit, eine neue Liebe zu erringen, war das nicht echter Ausdruck spanischer Seele? „Man muß“, sagte mir einmal ein Forscher, „Kastilien durchwandern, um Theresia recht zu verstehen.“ Tatsächlich möchten gerade jetzt im Spätsommer, nach der Getreideernte, die endlosen ausgebrannten Felder in der sengenden Sonne ein Gleichnis der Seele sein, die, wie Theresia es bildhaft ausdrückt, daran ist, sich in ihrem Raupendasein zu verpuppen, um einst Schmetterlingsflügel entfalten zu können. Im Karmelitenkloster treffe ich P. Silverio, den gelehrten Herausgeber der kritisch gesichteten Werke der hl. Theresia. Es gibt so manches zu besprechen über Leben und Geist und heutige Bedeutung der großen Lehrerin des mystischen Lebens. Ganz von selbst geht unser Gespräch von der großen Theresia auch auf die „kleine“ Theresia. Denn dort vorne am Kreuzgang, in dem wir auf und abgingen, ist ein Standbild der lieblichen Heiligen unserer Tage, und ein Mädchen kniete andächtig davor. Ich bemerkte: Mir scheint, die große Theresia bleibt doch die große, und ihr gegenüber die „kleine“ doch die kleine. Lebhaft stimmte P. Silverio zu. Es würde kein Gewinn für echte Frömmigkeit sein, wenn die Gestalt der

reifen, tiefen Lehrerin von dem holden Bild ihrer geistlichen Tochter verdeckt würde.

Beim Abschied von Burgos grüßen mir noch einmal die Türme des Domes mit ihren durchbrochenen Helmen nach. Einen Augenblick meint man, den Kölner Dom zu sehen. Tatsächlich sind die prachtvollen Türme in der Mitte des 15. Jahrhunderts vom Meister Hans von Köln aufgeführt worden. Er muß sich dazu am Plan des heimischen Domes begeistert haben. Was die müd gewordene Vaterstadt am Rhein nicht mehr vermochte, das versuchte Meister Hans im fremden Land. Auch sonst findet man um diese Zeit manchen deutschen Künstler in Spanien, und manch köstliches Kunstwerk verkündet die Kraft und den Reichtum deutschen Geistes von damals.

Nach Valladolid könnte den Wanderer so manche Erinnerung aus der spanischen Geschichte ziehen. Gleich beim Eintritt in die Stadt verkündet das Kolumbusdenkmal, daß der Entdecker der Neuen Welt und der Wegweiser spanischer Großmacht hier seine zwei letzten Lebensjahre verbrachte. Es sagt freilich nichts davon, daß der große Mann hier krank und enttäuscht und irre geworden an der Treue und Dankbarkeit seiner einstigen königlichen Gönner starb. Die Wirklichkeit eignet sich nicht immer zu geschichtlicher Verherrlichung und zu Denkmälern. Valladolid war oft Aufenthalt des Hofes. Der hl. Ferdinand wurde hier 1217 zum König ausgerufen, Philipp II. hier geboren. Dieser Herrscher ließ seine Geburtsstadt denn auch zum Bistum erheben und durch Herrera, den Baumeister des Escorial, die mächtige Kathedrale beginnen, die nie fertig wurde. San Gregorio und San Pablo, die beiden alten Dominikanerkonvente, bieten in ihren Kirchen eindrucksvolle Beispiele der überreich geschmückten, sehr malerischen Stirnseiten im sog. Platereskenstil. San Gregorio bewahrt zudem noch die Erinnerung an den berühmten Luis de Granada, der hier studierte. Im Museum mag man einen ersten Eindruck von dem Reichtum spanischer religiöser Kunst aus den letzten Jahrhunderten bekommen, denn sein Hauptbesitz stammt aus heimischen Kirchen und Klöstern, und man sieht, welch reges und tiefes Leben, zumal im 16. und 17. Jahrhundert, allenthalben zur Aussprache drängte.

Aber — ich muß es gestehen — über alles das war für mich der Name Valladolid mit dem Andenken zweier Geistesmänner verbunden, die hier das Licht der Welt erblickten. Es sind zwei Klassiker der spanischen Aszese, Alonso Rodriguez und Luis de la Puente (de Ponte). Wahrscheinlich werden die meisten fremden Besucher der Stadt keine Ahnung haben von diesen ihren Söhnen, vielleicht auch kein Interesse für diese Jesuiten aufbringen. Aber es ist die volle Wahrheit, wenn man sie als Träger und Sprecher des spanischen Geistes in seinem besten Gehalt und Segen betrachtet. Gerade an den Hauptwerken der beiden Lehrer, die bis heute durch die ganze katholische Welt gehen, des Rodriguez „Übung der christlichen Vollkommenheit“ und de Pontes „Betrachtungen über die Geheimnisse unseres Glaubens“, mag man inne werden, wie asketische Schriften nicht etwa aus dem leichten Geschaume erhitzter Gefühle entstehen sollen, sondern aus den klaren Tiefen besonnener Theologie emporsteigen und die ganze Breite des menschlichen Lebens erfüllen müssen. Wenn man immer wieder erstaunt über den unvergleichlichen Reichtum an großen Theologen im damaligen Spanien, so sind die beiden

Balladolider ein Beweis, wie diese Theologie ins Leben münden und es befruchten konnte. Sie war gesund und stark. Während bei Rodriguez immer wieder die klare, lebensnahe und lebensstüchtige Art überrascht, mit der er die ganze Weite christlicher Tugend und Gnade auch dem Einfachen erschließt, werden die Betrachtungen de Pontes den Kenner immer durch ihre theologische Tiefe, ihre unbeirrbare Sicherheit auch in den höchsten Lehren anziehen.

Dazu bedeutet de Ponte gegenüber Rodriguez, seinem älteren Landsmann, noch einen Fortschritt, der für die religiöse Geistesgeschichte sehr beachtenswert ist. Zwar ist die heute zuweilen gehörte Anklage gegen die „Übung der christlichen Vollkommenheit“, als enge sie die Seele in einen starren „Aszetizismus“ (Bremond) ein, als hemme sie „höheren“ Geistesflug, nicht berechtigt; wer des Rodriguez Führung versteht und befolgt, wird sich wahrlich nicht über „zu gewöhnliche“ Frömmigkeit zu beklagen haben. Dennoch mag es wahr sein, daß ein gewisses Mißtrauen gegen die besondern, höheren Gebetsgnaden leise zu vernehmen ist. Man kann es rechtfertigen, man kann es als kluge Besonnenheit nehmen, aber zeitgeschichtlich gesehen, verrät dieser Zug doch den Einfluß damaliger Strömungen auf geistlichem Gebiet und zeigt sich darum auch als einigermaßen zeitbedingt. Rodriguez schrieb in den Tagen, da die falschen Mystiker, die „Alumbrados“, alle echte Mystik in Verruf zu bringen drohten. Die junge Gesellschaft Jesu, von Argwöhnern umgeben, mußte doppelt vorsichtig sein, nicht mit der Inquisition in unliebsame Berührung zu kommen. Rodriguez ging bewußt auf die strengen Weisungen des Ordensgenerals Mercurian in Sachen der Mystik ein. Es wäre aber nicht richtig, Mercurian als den einzigen und endgültigen Zeugen für die grundsätzliche Stellung der Gesellschaft Jesu zur Mystik zu nehmen, wie es heute zuweilen geschieht. Vielmehr sprach sein Nachfolger, der in jeder Hinsicht überragende Aquaviva, das letzte Wort, nachdem der Streit draußen sich gelegt hatte, ein Wort voll kluger Zurückhaltung und freier Weite zugleich. Und de Ponte ist es, der in seinen Schriften diesen goldenen Mittelweg, der sehr wohl auch die Höhen der Mystik kennt, gezeichnet hat. Im Leben seines heiligmäßigen Lehrers, des P. Balthasar Alvarez, des einstigen Seelenführers der hl. Theresia, gibt der geistesverwandte Schüler tatsächlich eine vollständige Lehre über das mystische Gebet, wie sie in dieser Klarheit und Sicherheit nur ein Meister des Gebetes schreiben konnte. Sein „geistlicher Führer“ enthält ebenso herrliche Stücke über das Gebet in der Fülle der Gnaden. Den ganzen gnadenreichen Überfluß einer gottgefüllten Seele aber gießt er aus in seinem großen lateinischen Werk über das Hohe Lied: „Expositio mystica et moralis in Canticum canticorum“. Die Exegese zwar ist, gelinde gesagt, grauenhaft und erstickt unter wuchernden Allegorien; aber wenn man sich hindurchgearbeitet hat, oder sie umgeht, dann tut sich solch eine unabsehbare Weite tiefster theologischer und mystischer Wahrheiten und Wirklichkeiten auf, daß man hier begreifen mag, was das heißt: Fülle des Glaubens als Heimstatt des Christen.

Mir kam das Schaffen der beiden, des Rodriguez und des de Ponte, in ihrer Gesamtheit immer vor als Ausdruck bester spanischer Art in ihrem großen Jahrhundert. Von dem ersten, der mit dem Eintritt in den Orden seine Vaterstadt verließ, wird hier wohl keine Erinnerung zu finden sein; de Ponte aber war fast sein ganzes Leben in Valladolid, und gerne wäre ich den Spuren

des großen Lehrers und heiligen Ordensmannes länger nachgegangen, dessen Seligsprechung, schon einmal, vor der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, fast beendet, heute wieder aufgenommen wird. Leider drängte mich die Zeit weiter; ich fuhr nach Salamanca.

„Im Herzen von Altspanien“ — so umfängt es den Wanderer, wenn er endlich, nach ermüdender Fahrt durch die baumlose, sonnverbrannte Ebene, in die Stadt am Tormes tritt. Eine Stadt, wie es scheint, nur von ehrwürdigen Kirchen und Konventen und Kollegien, nicht altersgrau, sondern altersgold, denn der Stein von Salamanca bräunt golden unter der heißen Sonne. Das Herz von Altspanien, — aber ach, das Herz ist längst matt geworden. Aber es bleibt verehrungswürdig, weil es einst so stolz und hoch schlug. So ist es also eine Stadt zum Träumen, und im Traume steigen die Gesichte der Vergangenheit auf. Wo aber ist der Ort zu diesem Sinnen? Als der Tag sank, lehnte ich auf der uralten Römerbrücke über den Tormes und ließ den Blick über das traumhaft schöne Bild gehen. Da mag man denn Zeuge sein, wie der Tag noch einmal im Scheiden das wehmütige Antlitz der Stadt küßt. Es ist ein wunderbar zartes Spiel, wie die Sonne mit ihren goldigsten Strahlen sich um die Zinnen und hohen Gesimse zu schaffen macht, als gälte es, einen Lieben mit sanften Händen zur Ruhe zu betten. Aber nicht, wie die Mutter in ahnungsvollem Glück ihr Kind zum Schläfe segnet, sondern wie man einen Kranken leise hinlegt, der schon lange müde geworden ist. Und dann kommt rasch die Nacht. Und aus dem Dämmer schreitet leise die Vorzeit mit seltsamen Schatten an mir vorbei über die steinernen Bogen. Römische Legionen im eisernen Taktschritt, aus dessen harter Musik der Siegeshymnus der Welteroberin Roma vernehmbar hallt. Sie recken sich stolzer im Angesicht der alten Salmantica. Denn hier, wo der furchtbare Hannibal einst die feste Stadt der Vaccäer bezwang, fühlen sie sich als Bezwinger des sieggewohnten Afrikaners. Dann sehe ich Kaufleute von den Häfen im Süden und von jenseits des Meeres. Denn diese Straße führte von Gades (Cadix) und Hispalis (Sevilla) nach Asturica Augusta und zum Asturischen Meer, und unter den Flügeln des römischen Adlers zog man sorglos von Meer zu Meer durch eine Welt. Ja, ihr Steinbogen unter mir, die ihr heute nur eben auf das andere Ufer des fast ausgetrockneten Tormes zu führen habt, einst wart ihr wie Ringe einer lückenlosen Kette, die eine Welt an Rom band! Und ich sehe schlichte Wanderer vorüberziehen, die erst neulich von der Hauptstadt des Imperiums kamen. Sie tragen keine Schätze und begehren sie nicht; aber im Herzen tragen sie ein seliges Geheimnis und auf der Stirn ein stilles Leuchten, und Engel Gottes geleiten sie unsichtbar und singen den Gesang des Propheten: „Wie lieblich ist das Schreiten des Frohboten, der den Frieden verkündet, der gute Botschaft bringt, der das Heil predigt, der zu Sion sagt: ‚Dein Gott will dein König sein‘.““ Denn nun soll auch hier im Innern Spaniens der Friede Christi ausgerufen werden. Und bald ist Salmantica Sitz eines christlichen Bischofs. Freilich, der äußere Friede hat nicht lange Bestand. Was drängen sich da aus der Stadt regellose Haufen auf die Brücke zu? Das ist die zusammenbrechende römische Herrlichkeit. Die Flucht vor den blonden Goten, die nun ihre Stunde gekommen wissen. Ihre Stunde, denn was anders sind drei Jahrhunderte in der Weltgeschichte? Dann fluten die Goten hierher zurück, blutig, verfürzt:

auf den Feldern von Jerez de la Frontera, fern im Süden, ließen sie Krone und Ehre. Und dicht hinterdrein drängt der stolze Moslim über diese Brücke, um den Halbmond in der zerstörten Stadt aufzurichten. Lastende Jahrhunderte für die unglücklichen Christen, bis Kunde von den siegreichen Vorstößen ihrer Brüder aus den asturischen Bergen herüberdringt. Und nun währt es nicht mehr lange, da stehen sie vor Salamanca unter Alfons I. Nachdem endlich Ramiro II. die Mohammedaner bei Simancas geschlagen hat, beginnt der Wiederaufbau der Stadt. Bischof Jeronimo, der treue Waffengefährte des Sid († 1120), kehrt aus dem bewegten Feldlager des heiligen Krieges heim, um nach jahrhundertelanger Unterbrechung wieder den Bischofssitz aufzurichten und dann in der Gruft der jüngst erbauten Kathedrale seine Ruhestatt zu nehmen. Und nun steigt ein geistiger Dom in Salamancas Mauern empor, der „Spaniens Ruhm“ (Denifle) werden und Salamancas Namen bis an die Enden der christlichen Welt tragen sollte: die Hohe Schule von Salamanca. Aus allen Ländern ziehen die Studenten hierher. Papst und König geben in gemeinsamer Fürsorge eine vorbildliche Verfassung mit reichen Vorrechten, und zahlreiche Kollegien gewährten Unterkunft. Vor allem blüht das Rechtsstudium. Auf Bitte des Königs bestätigt Alexander IV. die Studien zu Salamanca, „weil in der Anzahl der Weisen die Sicherheit der Königreiche besteht, und ihre Regierung nicht weniger durch den Rat der Klugen erhalten wird als durch Kraft und Tapferkeit der Starken“ (1255). Wie oft wohl mögen hier, wo ich stehe, junge Menschen mit dem neu erworbenen Doktorbarett hochgemut heimwärts gewandert sein! Nach Papst Alexanders IV. Verordnung hatte der Doktor von Salamanca das Recht, an jeder Universität zu lehren. Und wieder ein Papst war es, Martin V., der diese Hohe Schule unter die vier bevorzugten der christlichen Welt aufnahm: Paris, Bologna, Oxford, Salamanca.

Und ein anderer, vielleicht noch höherer Ruhm strahlt über Salamanca: die unvergleichliche Blüte der theologischen Studien im 16. Jahrhundert. Aber vorher, wie um das Wahrzeichen der neuen Glanzzeit aufzurichten, gründen die Katholischen Könige die neue Kathedrale und rufen die Meister der Dome von Sevilla und Toledo zu diesem Werk. Allerdings, um dem Geiste jener großen Tage der theologischen Klassiker zu begegnen, muß man nach San Estebán gehen, dem berühmten Konvent der Dominikaner mit seiner hohen Kirche im reichen Stil des 16. Jahrhunderts. Lange habe ich an einem sonnigen Morgen auf einer alten Wegmauer im Angesichte des ehrwürdigen Baues gesessen. Zur Seite der alte Konvent der Dominikanerinnen, der „Dueñas“, wie ein verschlossenes Paradies mit seinem stillen Geheimnis. Es hat da die tiefe Wahrheit sozusagen Gestalt angenommen, daß scharfsinnige Scholastik beschaulicher Mystik zur Ergänzung bedarf, daß die Mystik aber ganz nahe und aus innerem Einfluß lebendiger Scholastik erblüht Franz von Vitoria, „der Meister der Meister“, Medina, Melchior Cano, Dominikus Soto, Báñez, das sind nur einige der Namen, die fast durch ein Jahrhundert diesen Konvent und die Universität zierten. Man begreift, daß die Dominikaner von San Estebán heute dieses Erbe lebendig erhalten wollen, daß sie glauben, damit Großes zum Wiederaufbau des geistigen Spaniens beizutragen. Denn in der Tat, in der so ungemein fruchtbaren theologischen Spekulation des 16. Jahr-

hundertts hat die spanische Seele ihr Innerstes gefunden und zum Segen der neuzeitlichen Theologie ausgesprochen.

So mag man wohl mit einer gewissen Ehrfurcht die Hallen und Gänge des Konventes durchschreiten und sich in die Welt der großen Denker, die hier gingen, versetzen, mag auch wohl in der hohen Kirche es nachempfinden, wie viel von dem starken und tiefen Denken hier aus frommem Gebet erwuchs. In diesen Gedanken trete ich vor das Marmorgrabmal im Chöre. Einer von den großen Theologen? Doch ich sehe Feldherrnhut und Stab und Degen; zu beiden Seiten schier unübersehbar die Namen der Schlachten, die der hier Ruhende einst geschlagen hat, und ich lese: Ferdinand Alvarez de Toledo, Herzog von Alba. Ist das nicht eine Störung in diesem Chöre der Denker? Oder gehört auch der furchtbare Herzog in dieselbe Welt? Wuchs nicht seine unerbittliche Härte in den Kämpfen, in denen er seine Glaubenspflicht sah, aus dem gleichen Grunde, auf dem die Theologen standen, aus dem fraglosen Rechte des katholischen Glaubens, in der Welt zu herrschen, und dem fraglosen Glauben an Spaniens Beruf, diese Herrschaft durchzuführen? San Estebán war wohl die glänzendste Stätte des damaligen gelehrten Salamanca, aber keineswegs die einzige. Man braucht nur die „Salmanticenses“, die Theologenschule der Karmeliten, zu nennen, oder Suarez, den unbestrittenen Führer der Jesuiten, den „Doctor eximius“ in Philosophie, Theologie und Völkerrecht. Aber allerdings, von ihrem Wirken zeugt nicht mehr ein so eindrucksvolles Denkmal wie San Estebán.

Bevor ich die Stadt der Hohen Schulen verlasse, will ich mir noch einmal ihr Bild einprägen. Es ist ein wundervoller Blick von dem flachen Dache des neuen Jesuitenkollegs da draußen vor der Stadt. Drei Bauten beherrschen das Bild: in der Mitte die alte und neue Kathedrale, eine thronende Königin, links der schwere Turm von San Estebán wie ein trogig-treuer Wächter über alten Schaggewölben, rechts die beschwingt emporstrebenden Barocklinien der Jesuitenkirche wie heller Heroldsruf in die Morgenweiten. Das ist mir ein Sinnzeichen: obwohl aus der Schule des großen Vitoria hervorgegangen, wurden die Theologen der Gesellschaft Jesu in Salamanca und im übrigen Spanien bald von manchen Thomisten als Neuerer befehdet. Die Mauern Salamancas hallten wider von dem Bruderstreit, und heute noch zittert er nach. Sicher, die Jesuiten hatten andere Art. Sie fühlten sich bei aller Treue zu Thomas als dem gemeinsamen Meister von der neuen Zeit und ihren Forderungen gerufen. Soll nun eine der beiden Arten die andere unterjochen? Das Bild vom Dache des Kollegs aus schien mir die Antwort zu geben: die Kathedrale liegt in ihrer Mitte, die Liebe zur gemeinsamen Mutter Kirche muß sie verbinden, denn die Kirche ist doch im Grunde die einzige Liebe bei all dem Denken und Streiten. In dieser Liebe geeint, mögen sie dann ruhig dastehen, rechts und links, aber in der Mitte ihrer Liebe sich treffend und einend.

Ernst Böminghaus S. J.